

Illustriertes Sonntagsblatt

Beilage zum Limburger Anzeiger.

Verrechnet.

Eine Geschichte aus den Kriegseignissen in der Bukowina.
Von J. A. Böheim-Kirchner.

1.

(Nachdruck verboten.)

Es war in einem kleinen Orte bei Czernowitz, bald nach der Wiederbesetzung durch die Österreicher. Diese sind bekanntlich am 20. Oktober wieder in die Hauptstadt der Bukowina eingezogen, nachdem seit anfangs September die Russen Herren der Gegend gewesen waren.

In der Stube des Michael Hawryluk saßen der Gemeindevorsteher und noch zwei Nachbarn beisammen, als Zeugen, denn Hawryluk machte sein Testament. Er war wohl erst ein Fünfziger, aber schon längere Zeit krank, und in so bewegten Zeiten war's also um so klüger, früh genug alles in Ordnung zu bringen. Da er aber des Schreibens unkundig war, so machte er ein mündliches Zeugentestament.

„Ist's also Euer Ernst, daß im Falle Eures Ablebens die Fransuschia alles bekommen soll?“ fragte der Vorsteher den Kranken, der aufrecht im Bette saß.

„Wie ich gesagt hab', dabei bleibt's!“ erwiderte Hawryluk. „Sie hat's verdient. Sie allein hat mutig und treu bei mir ausgehalten und mich in meiner Krankheit gepflegt, als fast das ganze Dorf vor den Russen geflohen ist. Sie allein hat mich nicht verlassen in aller Not und Gefahr; sie hat überhaupt seit ihrer Kindheit für mich gearbeitet, ohne daß ich ihr mehr als das tägliche Brot und die notwendige Kleidung hab' geben können. Sie soll nun auch das Gute genießen, was mir unser lieber Herrgott beschieden hat!“

„Das ist sehr löblich von Euch gehandelt, und die Fransuschia hat's gewiß verdient und kann's einmal brauchen!“ bestätigte der Vorsteher.

Fransuschia Kijowski ist nämlich eine Waise, die Hawryluk — damals ein armer Kleinhausler — schon als Kind angenommen, weil sein Weib früh weggestorben und seine Ehe kinderlos geblieben war. Er hoffte, sich in dem Mädchen eine Stütze für das Alter zu erziehen und hatte sich auch nicht verrechnet; denn aus Gewohnheit und guten Herzensanlagen war Fransuschia auch dann noch ihrem Pflegevater treu geblieben, als sie bereits heranwuchs und sich einen besseren Dienst hätte suchen können. Sie hat nur einige ganz arme Verwandte, die sich seinerzeit nicht um das verwaisete Kind annehmen konnten, und war jetzt eben ein hübsches und heiratsfähiges Mädchen. Ihre Treue sollte nun unverhofft belohnt werden, denn Hawryluk hatte erst im vergangenen Juli mit einem Budapester Lotterielose einen namhaften Gewinn gemacht.

„Die Fransuschia hat sich dieses schöne Heiratsgut gewiß verdient“, wiederholte der Vorsteher. „Aber habt Ihr keine Verwandten, denen Ihr auch etwas zukommen lassen möchtet? Was ist's mit dem Vetter, der Euch — eh' der Krieg ausbrach — einigemal besuchte?“

„Meint Ihr den Jurko Hawrylasz in Dornawatra?“ Hawryluts Gesicht nahm eine finster höhnische Miene an. „Vetter nennt

er sich wohl, ist aber viel weniger mein Verwandter als die Fransuschia; hat sich nie als Vetter erwiesen, braucht auch jetzt nicht darauf zu pochen. Ist samt seinem Sohne Nitola ein Taugenichts, die mein Geld wohl bald wieder los wären . . . Nein, nein, haben den Hawryluk früher — als er noch selber ein armer Schluder war, der nichts zu vererben hatte — nur verächtlich über die Achsel angesehen und sogar in der Not im Stich gelassen, als er einmal bitten kam; erst seit sie Geld wittern, scharwenzeln sie — nein, nein, ich weiß mir Besseres drum zu kaufen, als solche Freundschaft!“ . . . Er freute sich etwas kindisch eigensinnig, wie schon manche Leute sind, für die erlittenen Kränkungen sich jetzt rächen zu können, und wiederholte: „Es bleibt bei dem, was ich gesagt hab'!“

„Wie Ihr wollt!“ sagte nun auch der Vorsteher, und brachte die Verfügungen zu Papier. Als das Schriftstück vorgelesen, sein Inhalt genehmigt, doppelt ausgefertigt und von den Zeugen unterschrieben war, empfahlen sich die Männer, Hawryluk baldige Besserung wünschend. Eine Abschrift des Testaments blieb in Händen Hawryluts, die andere hatte der Gemeindevorsteher in Verwahrung genommen. Somit waren Jurko und Nitola Hawrylasz enterbt, denn geschicktes Erbrecht — sie waren weitwichtige Bettern seines verstorbenen Weibes — bestand wegen zu minderen Verwandtschaftsgrades nicht; Fransuschia Kijowski aber war Universalerin des Häuschens samt einem kleinen Grundstück und zwanzigtausend Kronen Barvermögen, welche Hawryluk — weil damals eben die Kriegs- unruhen begonnen hatten — auf den Rat verständiger Freunde gar nicht erst behoben, sondern sogleich in ein Bankguthaben in Budapest umgewandelt hatte. Recht gerne hätte er auch seinen kleinen Realbesitz zu Geld gemacht und sich mit dem Mädchen geslüchtet, ehe die Russen die Gegend überfluteten; aber erstens hatte sich — begreiflicherweise — kein Käufer gefunden, und zweitens war er so krank geworden, daß er sich auf Gnade oder Ungnade dem Schicksal ergeben mußte.

Es waren böse siebenundvierzig Tage gewesen. Die wilden Tcherkessen brandschatzten, plünderten und schändeten im Lande, daß es ein Grauen war. Auch in das Dorf und ihre Hütte kamen sie, und Hawryluk wie Fransuschia bereiteten sich schon zum Sterben vor. Aber sie hatten insofern besonderes Glück, als gleich unter den ersten Eindringlingen sich ein Offizier befand, der edleren Gefühlen nicht gänzlich unzugänglich schien. Bleich, aber mutig trat ihm Fransuschia auf der Schwelle entgegen und sagte: „Herr, alles, was wir besitzen, geben wir gerne; nur um Schonung für uns selbst bitten wir!“

Der Krieger ließ seinen harten Blick durch die Stube gleiten und dann wohlgefällig auf dem blühenden Mädchen ruhen . . .

„Warum seid ihr nicht auch geflohen wie die anderen?“ fragte er schließlich.

„Weil mein Vater schwer krank ist, Herr, und weil ich ihn darum nicht verlassen wollte.“

Da wurden seine Züge weich und er sagte: „Du bist ein gutes und tapferes Mädchen. Seid ohne Sorge, meine Leute



Vizeadmiral Merten,

Delegierter des osmanischen Großen Hauptquartiers und deutscher Befehlshaber an den Dardanellen.

sollen euch kein Haar krümmen!" Er drückte ihr die Hand und zog mit seinen wilden Gefellen ab.

Und wirklich — was auch an anderen Orten geschah, sie blieben vollkommen verschont. Endlich kamen auch die Österreicher wieder und die Russen räumten fluchtartig die Gegend. Bald kehrten auch die Flüchtlinge zurück und staunten sehr, bei Sawryluk alles unversehrt zu finden. Mit der Krankheit war's auch wieder besser, mit Gottes Hilfe konnte er wohl noch einmal ganz gesund werden. Und wenn auch nicht, er hatte nun seine Angelegenheiten — soweit es augenblicklich möglich war — geordnet und war's sehr zufrieden.

Als Franschia die Männer fortgehen sah, kam sie in die Stube. Sie hatte gar keine Ahnung gehabt, zu welchem Zwecke sie dagewesen waren. Sawryluk rief sie zärtlich zu sich, reichte ihr das Schriftstück und sagte: „Da lies und bewahr' es dir gut auf. Du könntest es einmal brauchen.“

Das Mädchen wurde rot vor Erregung, als sie von dem Inhalte Kenntnis genommen, und plötzlich haschte es mit Tränen der Rührung in den Augen nach der Hand des Alten: „Aber Vater, warum das? Ihr werdet doch wieder gesund werden!" Es war ungeheuchelte kindliche Besorgnis.

„Man weiß nicht, was geschieht!" sagte er und fügte schelmisch hinzu: „Und wenn ich auch alt werden sollte, so ist's doch schon allgemach Zeit, daß ich an ein Heiratsgut für dich denke!"

Franschia errödete abermals und fiel ihm kindlich um den Hals: „Ihr wißt recht gut, Vater, daß ich Euch nie und unter keinen Umständen verlassen werde. Darum macht Euch deswegen keine Sorgen!"

Da streichelte er ihr gerührt den Scheitel: „Du bist mein gutes Kind! Aber darum schadet's um so weniger, daß ich alles in Ordnung brachte, soweit es eben möglich war. Bewahre nur die Schrift gut auf in deiner Truhe, und wenn ich einmal meine Augen zumache, geh' damit zum Gericht!"

Das Mädchen küßte ihm dankbar die Hände, wollte aber nichts hören vom Sterben, und beruhigte sich erst, als er selber Hoffnung gab auf seine Genesung und beteuerte, daß er sich schon wieder ziemlich wohl fühle. Mit innigem Stolz betrachtete er das anmutige Geschöpf, wie es ihm geschäftig das Bett richtete und in zehnerlei anderen Verrichtungen echt hausmütterlich um sein leibliches Wohl besorgt war; und er wiederholte sich zum so und so oft Male, daß er mit seinem heutigen Tagewert vollkommen zufrieden sein konnte. Denn wer hätte es mehr verdient, sein Erbe zu werden, als seine gute treue Tochter Franschia?

2.

Einige Tage später erhielt Sawryluk einen unverhofften Besuch: Die Vetterin Sawrylasz aus Dornawatra kamen. Natürlich, die Luft war wieder rein, da mußten sie sofort nachsehen, was es mit der erhofften Erbschaft ist. Nun machten sie freilich lange Gesichter, als sie durch die Nachbarn erfuhren, daß Sawryluk alles der Franschia vermacht habe. Und als sie diesem selbst auf den Zahn fühlten, hielt auch er keineswegs mit der Wahrheit zurück, sondern bestätigte es mit so unverhohlenem Vergnügen, daß sie nicht mehr zweifelten daran. Aber so dumm waren sie doch nicht, ihren Zorn darüber offen zu zeigen; sondern sie dachten nach der ersten Verblüffung sofort auch an Mittel und Wege,

wie sie trotzdem etwas von dem erhofften Erbe ergattern könnten. Sie zeigten aalglatte Gesichter und schmeichelten wie vordem; Nikola aber — der junge, von seinem Vater gedrängt — schnitt Franschia in einer Weise die Cour, daß man über seine Absichten keinen Augenblick im Zweifel sein konnte: Nikola sollte die Franschia heiraten, um — da anders keine Aussicht war — dadurch in den Mitgenuß des Erbes zu kommen.

Aber neuerdings machte ihnen Franschia einen Strich durch die Rechnung; der gute Nikola bekam einen Korb, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ: Solange der Vater lebe, heirate sie überhaupt nicht, erklärte sie; das wäre doch der größte Undank von ihrer Seite, wenn sie ihn verlassen würde; und wenn sie einmal heiraten sollte, so müßte es einer sein, dem sie aufrichtig gut sein könnte. Sie wußte auch, warum sie ihn nicht mochte. Abgesehen von seinem falschen Wesen, das jeder klare Blick erkennen mußte und das ihr verhaßt war, genügten ihr schon des Pflegevaters Gründe allein, unter welchen er seine einzigen Verwandten enterbt hatte, für die Abweisung; und als sie dem Pflegevater in kindlicher Aufrichtigkeit davon Mitteilung machte, fand sie nur volle Billigung.

Die beiden Sawrylasz aber waren vol-lendete Heuchler, die ihre Enttäuschung über das gänzliche Scheitern ihrer Pläne meisterhaft zu verbergen verstanden; sie ließen sich kaum anmerken, daß sie einen Mißerfolg erlitten, und zogen unter ein paar Redefloskeln wieder ab. Sawryluk und Franschia aber waren froh, sie hoffentlich für immer aus dem Hause zu haben.

Nicht lange, waren die Russen verstärkt zurückgekommen. Am 30. Oktober bereits bombardierten sie von der Ostseite des Bruth her wieder Czernowiz; aber bei Kutu und Kutornil nördlich davon wurden sie geschlagen und auf der Flucht gegen Sniatyn von den blitzschnell folgenden österreichisch-ungarischen Truppen fast vernichtet. Auch in Stanislaw und Kolomea waren die Österreicher wieder eingezogen. Das gab neuerdings frohe Hoffnung, und war niemanden lieber als Sawryluk. Er hatte nämlich einen Brief bekommen, der ihn nach Czernowiz berief. Ganz unerwartet meldete sich ein Käufer für seinen Besitz, den Sawryluk schon

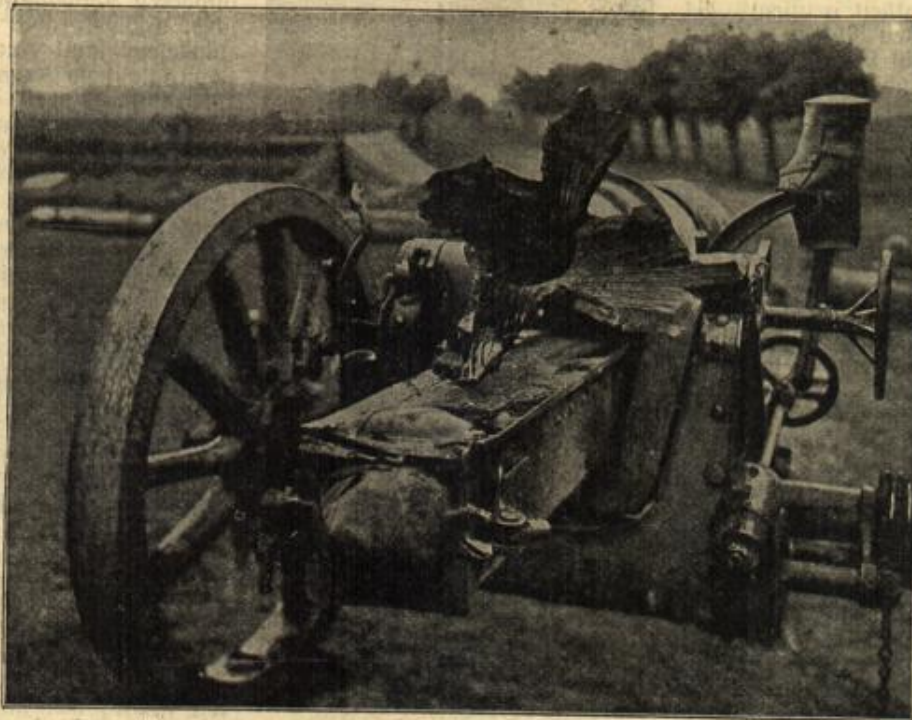
wiederholt durch die Zeitung angeboten hatte. Der Mann — ein gewisser Herr Bogdanow — kannte angeblich Haus und Grund von Augenschein, wünschte aber betreffs des Näheren mündliche Aussprache. Die Umstände waren augenblicklich günstige. Warmes, sonniges Wetter, Sawryluk selbst fühlte sich auch wieder fast gesund —, da könnte er ja leicht die paar Wegstunden nach Czernowiz hineinwagen. Worauf also noch warten? Wenn er Gelegenheit hatte, alles zu barem Gelde zu machen, so war's ja das sicherste für ihn wie für Franschia und durfte nicht gesäumt werden; denn wer konnte dafür bürgen, daß der Feind nicht abermals vordringt?

... Am für die Zukunft bestimmten Tage machte er sich also auf den Weg

und versprach Franschia, spätestens in einigen Tagen wieder daheim zu sein. Bei Kolomea war's. In den dämmernden, nebligen Novembermorgen hinein ritt eine Husaren-Offizierspatrouille. Sie hatte die Aufgabe, zu rekonoszieren, und lugten daher nach



Schloß Polderhel bei Ypern. (Mit Text.)



Ein russisches Geschütz mit einem Volltreffer in den Rohrlauf.

Das Geschütz wurde den Russen bei der Einnahme von Lemberg abgenommen. — Phot. Eito-Film.

allen Seiten scharf aus. Besonders, als sie jetzt wieder der Wald aufnahm, der zu beiden Seiten nahe an den Weg herantrat. Da zog der Leutnant den Säbel und legte ihn quer vor sich über

selbst in eine Fasse geraten, wenn wir uns zerstreuen?" fragte der Leutnant.

„Zu Befehl, ich habe keine Spur vom Feinde wahrgenommen!"

„Gut. Dann führen Sie uns also!"

Der Leutnant sprang vom Pferd, ließ auch die andern absteigen und die Pferde von einem Mann bewachen. Mit den andern vier Husaren folgte er behutsam dem Führer, kampfbereit. Dieser gab die Richtung des Punktes an, welcher eingekreist werden sollte, und die Leute zerstreuten sich in das Gebüsch; sie wichen vorsichtig jedem Ast am Boden aus, der ihre Tritte hätte verraten können. „Nur im Notfall schießen!" hatte der Leutnant befohlen. „Nur stellen vorderhand die Kette!"

Je näher man der bezeichneten Stelle kam, desto deutlicher wurde das Geräusch von zwei hastig arbeitenden Schaufeln vernnehmbar; dann und wann setzte es aus, wahrscheinlich horchten die beiden Gesellen, ob sie bei ihrer unheimlichen Tätigkeit auch unbelauscht seien.

Ein Husar, welcher den Kopf durch das Gebüsch steckte, erblickte bald zwei langmächtige Gestalten, eine ältere und eine jüngere, die fortwährend unruhig um sich spähten.

Auf einmal blühten diesen Revolver und Karabiner entgegen und schallte es: „Ruki do hore!" (Hände hoch!), wie es den österreichischen Soldaten angelernt worden war.

Die zwei Männer fuhren entsetzt zusammen, ließen die Schaufeln fallen und wollten fliehen; aber da stießen sie auch in ihrem Rücken auf Soldaten. Sie waren gefangen und vor Schreden keines Lautes fähig. Am ganzen Leibe schlotterten sie wie zwei ertappte Verbrecher. Die Soldaten nahmen sie in die Mitte und der Leutnant, welcher ein wenig ruthe-

(Fortsetzung folgt.)

Unser Feld-Orchester. (Mit Text.)

den Hals des Pferdes. Auch die Revolvertasche öffnete er. Jetzt kam man an eine Stelle, wo der Weg vorne von dichtem Gebüsch abgesperrt schien; das heißt, er machte eine scharfe Biegung um dasselbe herum und verschwand darum aus den Augen. Und auf einmal bemerkt der Leutnant, daß der Späher — welcher ein Stück vorausgeschickt war — zu halten winkt, absteigt und sich gegen das vorgelagerte Gebüsch anschleicht. Dasselbst horcht er eine Weile, verschwindet dann gar in demselben, kommt aber nach einem Weilchen wieder zum Vorschein und winkt schließlich dem Leutnant abermals, nachzurücken.

Der Mann war ein schlauer und schneidiger Bursch; da gab's sicher was Besonderes. „Links und rechts ins Gras und in aller Ruhe vorwärts!" befahl der Leutnant, und so ritten sie vorsichtig weiter. Auf dem weichen Waldboden vernahm man keinen Hufschlag mehr. Als sie auf etwa vierzig Schritte an den Späher herangekommen waren, begann dieser abermals mit seiner wunderlichen Gebärden Sprache, legte beide Hände auf den Mund, ging auf den Fußspitzen und gab mit einem Wort zu verstehen: „Leise — leise!"

Mit schußbereiten Karabinern näherten sich die Husaren so bedachtsam als möglich. Nun meldete der Späher, daß er in jenem Gebüsch drinnen graben gehört und — weiter vordringend — zwei Zivilisten, Ruthenen oder vielleicht auch Russen, entdeckt habe, die anscheinend im Begriffe stehen, etwas zu verscharren, vielleicht eine Leiche. Er habe sich unbemerkt zurückgezogen und meine, wenn man die Kette einkreise, wären sie wohl abzufangen und aus ihnen herauszufriegen, was da los sei.

„Dah' wir nicht etwa

Wenn der Feinde Kugeln summen
Unsre 42 dröhnen
Spielen wir in der Ruh
Weiss Harmonika dazu

Eine denkwürdige Verabschiedung.

Zur Zeit als die Feme ausartete und unter ihrem dunklen Schleier ungeheure Verbrechen verübt und das Leben und Eigentum Schußloser bedroht ward durch den Dolch „verzwei-



Heimkehr galizischer Flüchtlinge nach der Vertreibung der Russen

festen, hentschmähiger Buben", wie die Femrichter in einem Bericht des Erfurter Rates genannt werden, zu dieser Zeit regierte Herzog Wilhelm in Thüringen. Derselbe erließ mit Zustimmung seiner Landstände die Verordnung, daß keiner seiner Lehnsleute

Begierbild.



Karo, such' deinen Herrn, er ist ganz in der Nähe?

oder Untertanen vor ein anderes als von ihm eingesehtes Landesgericht sollte gefordert werden können. Keiner aus seinem Volke habe sich zu berufen auf ein kaiserliches Gericht oder in weltlichen Sachen sich an einen geistlichen Richter zu wenden, bei Geldstrafe oder dem Verluste seiner Forderung. So wehrte er der unrechtmäßigen Einmischungen sowohl der westfälischen Feme, als den geistlichen Gerichten in seinen Landen. Mit wachsamem Auge spähte er umher, wie das Recht gehandhabt ward von seinen Schultheißen und Bögten.

Einmal ließ er den Bürgermeister und die Mitglieder des Rates von Buttstädt zu sich nach Kofla beiseiden, um sich zu verantworten wegen der augenblicklichen Vollstreckung eines Todesurteils an einem Buttstädter Bürger, der einen anderen im Ratsekerker erschossen hatte. Als sich nun der Bürgermeister und die Räte auf einen Freibrief des Blutbannes beriefen, den sie von dem Landgrafen Friedrich dem Friedfertigen erhalten hatten, und ihre Tat dadurch gar wohl entschuldigt meinten, entließ Herzog Wilhelm sie mit den denkwürdigen Worten:

"Ihr Herren von Buttstädt, zieht hin mit eurem Berichte! Gott behüte mich vor eurem Gerichte!" C. F.



Fürs Haus



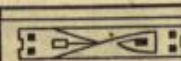
Morgenkleid.

Eigentlich bin ich ein Feind jedes „Morgenrodes“! Es gibt aber Zeiten, wo ein solches warmes Hauskleid einem doch gute Dienste leistet. Ich z. B. trage es in der ersten Morgenstunde, um mit meinen Kindern, die sehr früh zur Schule müssen, „angezogen“ das erste Frühstück einzunehmen. Muster, Schnitt und Beschreibung eines solchen Gewandes möchte ich meinen Mitleserinnen heute bringen: das Kimonoskleid ist sehr einfach und mit ganz geringen Kosten herzustellen. Für eine brünette Dame ist orangefarbener Flaumstoff mit schwarzem

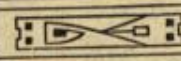


Seidengürtel und Besatzstreifen und schwarzer Wollhiderei sehr kleidsam. Blondinen tragen lila mit grün oder Grün mit lila Stiderei. Man schneidet zuerst die Kimonoform zu, zeichnet das Muster auf und fädelt es in grober Berliner Wolle, eine hübsche, schnellfördernde Arbeit, die auch alte Damen oder solche mit schwachen Augen ausführen können. Nun setzt man die Besatzstreifen aus Seide oder Satin auf, fügt die Seiten-

nähte aneinander und macht den unteren Saum. Vorderschluf mit Druckknöpfen. Ein Seidengürtel mit großer Kimonoriendenleiste macht das Morgenkleid elegant, sonst genügt eine passende Wollschmuck.



Unsere Bilder



Schloß Volderhel bei Ypern. Es ist nicht der einzige Herrensitz, der durch Granaten zertrümmert worden ist, wie ja überhaupt in Westlandern nur wenig von den Werken, die Menschenhände geschaffen, übrigbleiben wird. Flandern und Ypern werden in der Geschichte dieses Weltkrieges ein besonderes Kapitel bilden.

Unser Feld-Orchester. Wir bringen hier das Bild einer „Schützen-graben-Kapelle“. Ohne Musik geht es nun einmal bei den tapferen Feldgrauen nicht! Wir freuen uns darüber. Trotz der großen Entbehrungen und dem aufreibenden Dienst sind sie immer noch guten Muts. Wo die Regimentsmusik zurückbleiben muß, wird eine eigene Kapelle gebildet. Jedes Instrument darf da mitwirken. Die kleine unscheinbare Mundharmonika ist immer dabei. Mancher Soldat erinnert sich daran, daß er in seiner Jugend auch Harmonika gespielt hat; jetzt versucht er es wieder und stellt zur Freude seiner Kameraden fest, daß seine Kunst ihn nicht verlassen hat, besonders auf den jetzt so sehr verbesserten Instrumenten.



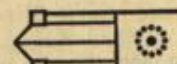
Allerlei



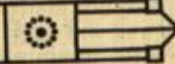
Anfrichtig. Berta: „Was gefällt dir wohl an deinem Bräutigam am besten?“ — Laura: „Daß er mich heiratet!“

Der Student in der Sommerfrische. Erster Student: „Welch herrliche frische Morgenluft!“ — Zweiter Student: „O, wunderbar! schade, daß wir keinen Later haben!“

Das erste Manöver eines stehenden Heeres wurde im Jahre 1608 am 15. Juni in der Oberpfalz abgehalten, bei welchem sich Kavallerie und Infanterie eine förmliche Schlacht lieferten. Noch in demselben Jahre fand dann im Herbst unweit Alzey ein ähnliches Kriegsspiel statt, bei welcher Gelegenheit man ein mit Pulver gefülltes Ungetüm, das auf einem siebentöpfigen Rosse saß, in die Luft sprengte. E. K.



Gemeinnütziges



Zartheit und Geschmeid der Schwarzwurzeln geht bei dem Belassen der Blütenstände fast völlig verloren. Ständiges Ausschneiden ist sehr wichtig.

Aerbetrüben gehen schwer auf, weshalb sie am besten gleich nach der Ernte im August zu säen sind. Wo dies versäumt wurde, kann die Aussaat auch noch später mit Erfolg geschehen, wenn die Samen vorher in feuchtem Sand vorgekeimt werden. Der Boden soll nicht zu schwer und auch nicht frisch gedüngt sein, wie auch die Aussaat an halbschattigen Stellen bessere Resultate liefert.

Fleisch, das nicht weich werden will, auch Wild oder Geflügel, wird sehr weich und mürbe, sobald man ihm beim Kochen oder Braten ein Stück Weinrebe beilegt.

Bei Anwendung künstlicher Dünger im Rasen ist große Vorsicht nötig. Zu starke Gaben und Ausstreuen bei andauernd trockenem Wetter haben schon oft Verbrennen des ganzen Rasenteppichs zur Folge gehabt.

Logograph.

Mit R erfreut's zur Sommerzeit,
Mit H wird es zu einem Kleid.
Julius Fald.

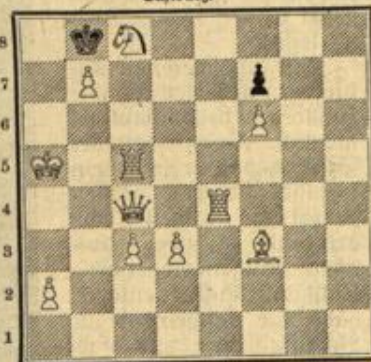
Problem Nr. 129.

Von W. Pauls.
Deutsche Schachblätter, 1910.
Schwarz.

Geographisches Zahlenrätsel.

11 1 3 5 1 8 12 1 2 7
12 3 2 15 3 4 7 11 6 15
14 18 4 1 2 10 5 9 2 13
11 3 8 5 1 10 11 1 3 15
16 9 4 17 1 21 1 5 2 6
6 5 2 3 6 4 9 16 1 8
3 4 10 17 1 2 12 18 2 7
14 8 6 7 1 4 13 18 2 17
5 20 10 10 1 8 5 9 2 13
4 9 2 2 14 19 16 3 4 7

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß in den wagrechten Reihen 10 Wörter entstehen, die sämtlich größere und kleinere Orte Europas bezeichnen. Sind die richtigen Städtenamen gefunden, so nennt die Diagonale, von oben links nach unten rechts gelesen, einen jetzt weit genannten deutschen Feldherrn. Ernst Sig.



Weiße.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Porträts: Vers, Land, Versand.
Des Bilderrätsels: Der Habicht hat keine Tauben lieber, als die allein fliegen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.